

ZUWANDERER

# Am Ende der Leiter

Der bulgarische Hirte Biser Rusev kam nach Deutschland, um als Hilfsarbeiter sein Glück zu machen. Nach einem Arbeitsunfall wartet er in einem Frankfurter Obdachlosenheim auf eine Operation, die niemand bezahlen will.

**B**evor Biser Rusev aufbrach, um seinen deutschen Traum zu leben, führte er jeden Morgen seine Ziegen über die Felder von Wetowo. Rusev war ein guter Hirte, er verlor nie eine Ziege. Die Viehhändler waren zufrieden, sie zahlten mit Anisschnaps, manche mit Kartoffeln, andere mit Brot, wenige mit Geldscheinen. Sein Dorf im Norden Bulgariens, wo die Donau nah ist, verließ Rusev nur selten. Er verriegelte nie seine Haustür. In Wetowo fühlte er sich sicher. Hier war seine Arbeit gefragt.

Seit dem EU-Beitritt 2007 sind viele Menschen aus Wetowo in den Westen aufgebrochen, die meisten von ihnen nach Deutschland. Wenn sie zurückkamen, fuhren sie deutsche Autos, sie renovierten ihre Hausfassaden, sie kauften Land, sie trugen Gold um ihre Handgelenke, „viel Gold“, sagt Rusev. Er wurde neugierig auf dieses Land in der Ferne. Wo man das Geld von den Bäumen pflückt, so munkelten die Rückkehrer in seinem Dorf. Damals, im Spätsommer 2011.

18 Monate später liegt Biser Rusev in einem ausgemusterten Krankenhausbett in Zimmer 35 der Obdachlosenunterkunft am Ostpark in Frankfurt am Main und sortiert die Trümmer seines Lebens. Sein Körper ist abgemagert, seine Augenränder sind dunkel, die Wangen eingefallen. An der Zimmerdecke ist der Putz aufgeplatzt, Neonröhren beleuchten rissige Wände, draußen rattern Züge vorbei. Aus dem Fernseher lächelt eine blonde Moderatorin, Rusev versteht nicht, was sie sagt. Acht Quadratmeter Deutschland, in einer Endstation für Gestrandete neben einem Güterbahnhof, das ist die neue Welt des Hirten aus Wetowo.

An Rusevs Bauch klebt ein Plastikschlauch, er führt zu einem Katheter in seinem Penis. Der Urinbeutel am anderen Schlauchende liegt in einem blauen Eimer. „Ich träume nicht mehr vom deutschen Gold, ich will nur noch diesen Schlauch loswerden“, sagt er.

Biser Rusev, 36, trägt eine Windel. Seine Wunde ist entzündet, Rusev zwingt ein Lächeln auf sein schmales Gesicht, er hat Schmerzen, wie so oft in den vergangenen Wochen, seit im Januar bei einem schweren Arbeitsunfall in einem Frank-



Tagelöhner Rusev in Frankfurter Unterkunft: „Nur noch den Schlauch loswerden“

FOTOS: SVEN PAUSTIAN / DER SPIEGEL

furter Chemiewerk seine Harnröhre gerissen ist.

Rusev arbeitete als Hilfsarbeiter, er hat keine Krankenversicherung. Wer die Operation des Tagelöhners bezahlen soll, bleibt wochenlang ungeklärt. Die Firmen, in deren Auftrag er im Chemiewerk war, haben den Unfall nicht einmal gemeldet.

Biser Rusev ist Scheinselbständiger auf dem deutschen Arbeitsmarkt, einer von Zehntausenden modernen Arbeitssklaven. Ein Gestrandeter, vom Versprechen auf Wohlstand gelockt, von Firmen ausgenutzt, um schmutzige Arbeit für einen Hungerlohn zu erledigen – und liegen gelassen, als er nicht mehr wie gewünscht funktionierte. Ausfälle wie der von Rusev sind im Graubereich des europäischen Arbeitsnomadentums nicht vorgesehen.

„Es ist unglücklich gelaufen“, sagt Biser Rusev. Er wirkt vorsichtig. Er will nicht undankbar klingen. Vor allem will er die Hoffnung nicht aufgeben, mit der er sich in Wetowo auf die Reise machte. Deutschland, 2000 Kilometer entfernt, kannte er nur aus dem bulgarischen Fernsehen. Hohe Gebäude, saubere Straßen hatte er gesehen. Die Rückkehrer erzählten vom Jobcenter, von einem intakten Sozialstaat. Es sei an der Zeit gewesen, dass auch er sein Glück suche, in Deutschland.

Rusev kommt aus einer Region, in der moderne Menschenhändler die Dörfer unter sich aufgeteilt haben. Seit dem EU-Beitritt beliefern sie den deutschen Arbeitsmarkt mit Tagelöhnern. Dreimal die Woche starten die Transporter Richtung Bundesrepublik. Auch Rusev löste ein Ticket bei den Schleppern. Sie fuhren eine Nacht und einen Tag, mit fünf Kilo Gepäck begab sich Biser Rusev auf den Weg in sein neues Leben.

Er landete in Offenbach bei Frankfurt, dort lebten Verwandte, die sich schon früher aufgemacht hatten. Gemeinsam sammelten sie dort Schrott, verdienten 50 Euro am Tag, manchmal 100 Euro. Rusev bekam aber nur selten seinen Anteil, sie waren zu acht. Der Hirte war verärgert: Dafür hatte er nicht seine Frau und zwei Kinder im Dorf zurückgelassen.

Rusev beschloss, sein Glück auf eigene Faust zu versuchen. Drei Monate lang schlief er auf einer Matratze in einem verlassenen Abrissgebäude. Hier lebten 15 Bulgaren, ohne fließendes Wasser, ohne Strom, mit einem kleinen Gasherd. Rusev war zufrieden, er zahlte keine Miete.

Die Männer erklärten Rusev die Regeln seiner neuen Welt. Er hörte von der „eingeschränkten Freizügigkeit“ bis 2014 für Bulgaren. Sie sagten ihm, dass er nur drei Monate in Deutschland bleiben dürfe – es sei denn, er melde ein Gewerbe an.

Am 4. Oktober 2011 stellte die Stadt Offenbach Biser Rusev eine Gewerbeanmeldung aus. Er war jetzt selbständiger „Hilfsarbeiter im Bereich Bau“. Der Gewerbeschein ist für unqualifizierte Arbeiter

wie Rusev die Eintrittskarte in die Scheinselbständigkeit. Allein im Raum Frankfurt, so schätzt das zuständige Hauptzollamt, arbeiten weit mehr als 10000 Scheinselbständige aus Bulgarien und Rumänien auf Baustellen, in Fabriken oder Gaststätten. Sie sind formal selbständig, das bedeutet: mehrere Auftraggeber, keine Weisungsbindung, eine eigene Geschäftsführung. Doch die einzige Verantwortung, die Rusev in den folgenden Monaten trug, war es, pünktlich auf dem Marktplatz zu stehen, damit die Arbeitgeber ihn abholen konnten.



**Internetcafé im Frankfurter Bahnhofsviertel**  
*Maklerbüro und Arbeitsamt für Bulgaren*



**Rusevs Zugangsausweis für Industriepark**  
*Zwölf Stunden harte Arbeit für 84 Euro*

In den folgenden Wochen schuftete der Hirte zwölf Stunden lang auf Baustellen, für 60 Euro. Er räumte Wohnungen leer, 50 Euro am Tag. Putzte Firmen, 30 Euro. Und wenn ihn niemand anheuerte, sammelte er Pfandflaschen. Sein Geld versteckte er in der Hosentasche, manchmal in der Unterhose, je nachdem wie voll das Matratzenlager in der Nacht war. Rusev sparte Geld, nicht viel, aber es reichte für das erste eigene Heim in Deutschland – einen Golf III, himmelblau, 250 Euro, abgekauft von einem Türken.

Rusev hat keinen Führerschein, er ließ den Wagen auf einen Parkplatz fahren. Seine Wäsche packte er in den Koffer, nachts wärmte er sich mit einer Wolldecke. Manchmal ließ er obdachlose Bulgaren in seinem Golf schlafen. Andere hätten zwei Euro die Nacht dafür kassiert, sagt Rusev, er habe das nie getan.

An einem kalten Wintermorgen sprang der Motor nicht mehr an. Zwei Monate nach Einzug kam der Golf auf den Schrottplatz, Rusev in die Wohnung eines Hartz-IV-Empfängers. Acht Bulgaren teilten sich ein Zimmer. Wer nicht pünktlich die 150 Euro pro Matratze und Monat zahlte, flog am selben Tag noch raus, erinnert sich Rusev. Trotzdem sei es seine glücklichste Zeit in Deutschland gewesen, sagt er. Die Dusche funktionierte, die Tür schloss, die Geschäfte liefen.

Eines Abends sei es in der Wohnung aber zu einem Streit gekommen, die Nachbarn riefen die Polizei. Die überbelegte Bulgaren-Pension sei daraufhin geräumt worden, und Rusev landete wieder auf der Straße. Auf dem Marktplatz hörte er, dass es im Frankfurter Bahnhofsviertel Arbeit gebe, auch für Bulgaren. Rusev machte sich auf die Reise.

Bei seiner Ankunft sah er die Skyline der Stadt, die Bankentürme, die Schlipsträger mit den Ledertaschen. In der ersten Nacht schlief er unter einer Brücke. Dort lernte er einen Bulgaren kennen, der ihn ins Bahnhofsviertel mitnahm und in das Hinterhaus eines Altbaus in der Münchener Straße 55 brachte. Als Kautionskassierte der Vermittler Rusevs Handy.

In dem Dachgeschoss lebten bei Rusevs Einzug über 40 Bulgaren. „Frankfurts schlimmstes Mietshaus“ titelte im Oktober 2012 die Boulevardpresse nach einer Razzia. Rusev sagt, das sei übertrieben. Es habe zwar Kakerlaken gegeben, manchmal seien sie nachts in sein Ohr gekrabbelt. Aber die seien doch viel ungefährlicher als Ratten. 155 Euro habe er im Monat gezahlt, für einen Schlafplatz in der Küche.

In den nächsten Tagen nahmen ihn seine bulgarischen Mitbewohner mit ins Can 58, eine Mischung aus Internetcafé, Telefonshop und türkischem Exporthandel. Rusev gehört in Bulgarien zu einer türkischsprechenden Minderheit, im Can 58 verkehrt man in seiner Sprache. Für Ge-

strandete wie ihn sind solche Läden gleichsam Arbeitsamt, Maklerbüro, Kreditinstitut, sozialer Treffpunkt und Hoffnungsversprechen. „Can“ heißt übersetzt „Leben“.

Als Unternehmenszweck des Can 58 ist im Handelsregister an erster Stelle die „Durchführung von Abbrucharbeiten und Baudienstleistungen“ eingetragen, danach Telefondienste, Kioskbetrieb, Import- und Exporthandel. Auf der Straßenseite gegenüber leuchtet die rote Fassade eines Großbordells. Käuflicher Sex ist in diesem Kiez eine ebenso billige Massenware wie die Arbeitskraft der Scheinselbständigen.

Besitzer des Can 58 ist laut Handelsregister ein smarter 43-Jähriger mit gepflegter Kurzhaarfrisur und Dreitagebart, den alle im Viertel nur unter dem Namen Aydin kennen. Auch für Rusev war Aydin die erste Anlaufstelle im Kiez. Aydin leiht Bedürftigen Geld und lässt sie ihre Schulden abarbeiten. Zu Besprechungen lädt er in sein Büro. Er lässt seinem Gast türkischen Tee servieren, legt sein Smartphone auf den Tisch und schickt, bevor es zur Sache geht, einen seiner Leute raus. Für Verzweifelte wie Biser Rusev ist Aydin der Bulgaren-König im Kiez.

Aydin gehört zu den Profiteuren der Armutswanderung. Als Arbeitgeber sparen sie die Sozialabgaben, wenn sie Männer wie Biser Rusev beschäftigen. Das wird auch so bleiben, wenn die Rumänen und Bulgaren nach dem Ende der eingeschränkten Freizügigkeit ab 2014 reguläre sozialversicherte Jobs in Deutschland annehmen dürfen. „Viele Arbeitgeber werden weiterhin versuchen, auf diesem Weg die Ausgaben für Lohnnebenkosten und Mindestlöhne zu umgehen“, sagt eine Sprecherin des Hauptzollamts.

Aydin ist nicht gut zu sprechen auf Rusev. Der Bulgare habe ihn um einen Job angefleht, um die Miete zahlen zu können. Und er, Aydin, habe ja nur helfen wollen. Dass Rusev nicht krankenversichert gewesen sei, habe er nicht gewusst, sagt Aydin. Es sei sein Fehler gewesen, dass er das nie kontrolliert habe, aber mehr habe er nicht falsch gemacht.

Am Abend des 28. Januar stand Rusev mit einer Gruppe bulgarischer Hilfsarbeiter vorm Can 58. Sie warteten auf einen von Aydin organisierten Kleintransporter, der sie in den Industriepark Höchst bringen würde, ein 460 Hektar großes Areal von Chemieanlagen im Frankfurter Westen, Standort von rund 90 Unternehmen. Rusevs Schicht begann um 19 Uhr, zwölf



Arbeitsinvalide Rusev: „Es ist unglücklich gelaufen“

Stunden harte Arbeit für 84 Euro. Rusev freute sich, er hatte schon lange nicht mehr einen so guten Auftrag.

Am Werkstor zeigte Rusev einen Zugangsausweis mit seinem Bild und der Registriernummer I 608475. Die Plastikkarte stammt von Infraseriv Höchst, einem Unternehmen, das für die Infrastruktur und für die Sicherheit des Werks verantwortlich ist. Auch die Anlage, an der Rusev in dieser Nacht eingesetzt wurde, gehört Infraseriv. Wenn man ihn jedoch fragt, wer sein Arbeitgeber war, sagt er immer nur: „Firma Aydin“.

Im Kleintransporter fuhren Rusev und seine Kollegen quer durch das Industriegelände, an düsteren Backsteinbauten vorbei, unter meterdicken Rohrleitungen hindurch bis zum Gebäude E 264, das im Licht der Werkslaternen aussah wie ein großer Blechcontainer. Rusev weiß bis heute nicht, was in dem Container eigentlich passiert. Noch Wochen später spricht er von einem „Ofen“, aus dem er „Steine“ herausholen sollte. In Wahrheit handelt es sich um eine Filteranlage für die stinkende Abluft eines Klärwerks für Produktionsrückstände.

Arbeiten an dieser Anlage werden von Infraseriv als „gefährlich“ eingestuft. Rusev bekam weiße Schutzkleidung und eine Staubmaske für Mund und Nase, allerdings nicht von Infraseriv, sondern von einer kleinen Abbruchfirma namens

O.A.M., die von Infraseriv mit dem Austausch der Filter beauftragt worden war.

Rusev kletterte über eine Eisenleiter auf eine etwa drei Meter hohe Arbeitsplattform. Er sollte schwere Keramikfilter wuchten. Gegen 2.30 Uhr rutschte der Tagelöhner von der Plattform ab, fiel die Leiter hinunter, bis er kurz vor dem Boden mit einem Bein zwischen den Sprossen einfädelte.

Biser Rusev erinnert sich genau an den Moment. Er zuckt zusammen, wenn er beschreibt, wie er auf die Eisensprosse knallte. Ihm wurde schwarz vor Augen, so stark waren die Schmerzen. Und dann spürte Rusev, dass es unter der Schutzkleidung nass wurde. Dass es Blut war, ahnte er da noch nicht, er wollte, er musste funktionieren. Der Vertraute seines Chefs Aydin habe ihm gesagt, dass er sich unauffällig verhalten solle. Dann habe man ihn schnell über einen unbesetzten Seitenausgang vom Werksgelände entfernt, ihn in ein Taxi gesetzt, Ziel: „Firmenbüro“.

Etwa eine halbe Stunde später stieg Rusev vorm Can 58 aus, einer von Aydins Leuten zahlte das Taxi und schickte den Bulgaren nach Hause. Rusev schaffte den kurzen Weg an Clubs und Strip-tease-Bars vorbei und auch die 100 Steinstufen bis ins Dachgeschoss in der Münchener Straße 55. Erst als er sich in der Wohnung die Schutzkleidung auszog, sah er, dass sein ganzer Unterleib voller Blut war.

Rusev bekam Angst, er schleppte sich zurück zum Internetcafé, von wo aus ihn Aydin persönlich ins Universitätsklinikum brachte. Den Ärzten sollte er erzählen, dass es ein Privatunfall gewesen sei, das habe ihm sein Auftraggeber eingeschärft, sagt Rusev. Aydin bestreitet das. Rusev konnte ohnehin nur zwei deutsche Wörter sagen: „Treppe. Gefallen.“

Die Diagnose lautete „präbulbärer Harnröhrenabriss“, „Hämatom“ und „transurethrale Blutung“. Rusev verstand nichts davon. Aber er verstand, dass er ohne eine Operation die Schmerzen wohl nicht mehr loswerden wird und nicht mehr arbeiten kann. Die Klinikärzte empfahlen „eindringlich“, dass der Eingriff „innerhalb der nächsten 4–6 Wochen“ stattfinden solle. Das ist jetzt zehn Wochen her.

Keine der Firmen, die am Filteraustausch beteiligt waren, fühlt sich verantwortlich für Rusevs Unfall. Wer im Industriepark arbeite, müsse „grundsätzlich eine Arbeitsgenehmigung“ haben, erklärt ein Sprecher von Infraseriv. Und Rusev

habe seine Gewerbeanmeldung vorlegen können. Zur Frage, ob der Bulgare sozialversichert war, habe Infraserv „keine näheren Informationen“, so der Sprecher. Dazu seien die Auftragnehmer verpflichtet. Die Abrissfirma O.A.M. erklärt, dass sie einen Subunternehmer eingeschaltet habe, als deren „Bauleiter“ Aydin aufgetreten sei: die Firma Best Nova.

Das Unternehmen sollte für einen niedrigen fünfstelligen Pauschalbetrag billige Arbeitskräfte für den schmutzigen Job bereitstellen. Best Nova habe zugesagt, „dass alle Arbeiter durch Sofortmeldungen bei der Deutschen Rentenversicherung und bei der Krankenkasse gemeldet sind und dafür die Sozialabgaben abgeführt werden“, versichert der O.A.M.-Chef. Man könne nichts dafür, dass sich die Firma daran nicht gehalten habe. Der Best-Nova-Geschäftsführer erklärt, dass Biser Rusev „nicht bei uns beschäftigt“ sei.

Nachdem Rusev kaum noch laufen und kein Geld mehr verdienen konnte, flog er ziemlich schnell aus seiner Unterkunft in der Münchener Straße. Er steckte den Urinbeutel in eine Plastiktüte und ging langsam und breitbeinig durch den Kiez, auf der Suche nach Hilfe. Ein Italiener brachte ihn zu „MigrAr“, einer Anlaufstelle von Ver.di für Migranten ohne gesicherten Aufenthalt.

Biser Rusev weiß nicht, was eine Gewerkschaft ist. Deutsches Arbeitsrecht, Arbeitgeberhaftung, das sagt ihm bis heute nichts. Er weiß nur, dass bei MigrAr „Madame Huckenbeck“ arbeitet und ihm hilft. Kirsten Huckenbeck, 46, verschaffte Rusev ein Bett in der Obdachlosenunterkunft, Essensgutscheine vom Jobcenter, Kleidergutscheine und Medikamente. Sie schickte Anträge an eine Krankenversi-

## „Deutsche Ärzte machen aus dir wieder einen neuen Menschen.“

cherung, sie brachte ihn in die Straßenambulanz der Caritas. Die behandelnde Ärztin ordnete eine Notfallweisung an.

Jetzt werde alles gut, glaubte Rusev, „deutsche Ärzte machen aus dir wieder einen neuen Menschen“.

Es ist kurz vor Ostern, Rusev ist früh aufgestanden, er hat sich geduscht, rasiert, eine schwarze Strickmütze über den Kopf gezogen und seinen Urinbeutel wieder in eine rote Plastiktüte gesteckt. In Huckenbecks kleinem Opel fahren die beiden zur Universitätsklinik. Aber bei der Anmeldung der Urologie schiebt die Frau am Tresen die Notfallweisung gleich wieder zurück. „Ohne Kostenübernahme machen wir nichts“, sagt sie.

Huckenbeck telefoniert mit dem Sozialamt, mit der Krankenversicherung. Eine „Case-Managerin“ der Klinik zeigt Verständnis für den Fall, aber auch sie bleibt hart. „Wenn wir operieren, bleiben wir auf den Kosten sitzen“, sagt sie, „das lässt der Chef nicht zu.“ Die Operation würde rund 15 000 Euro kosten, rechnet die Case-Managerin vor. Das Geld müsse vorher bezahlt werden.

Rusev sitzt zusammengesunken auf einem Stuhl im Klinikflur. Nach sechs Stunden gibt es immerhin einen Katheterwechsel, Rusevs Harnröhre ist seit Tagen entzündet. „Ohne Madame wäre ich wahrscheinlich schon unter einer Brücke oder tot“, sagt Rusev, „sie ist meine deutsche Mami.“ Huckenbeck sagt, die meisten Scheinselbständigen würden von ihren Chefs einfach in den Zug zurück nach Bulgarien gesetzt, wenn etwas schief laufe. Es sei wichtig, dass endlich mal einer erzähle, was täglich auf Deutschlands Baustellen geschehe.

Am Abend liegt Rusev erschöpft in der Obdachlosenunterkunft am Ostpark und streicht über sein Bett. „Das ist mein erstes Bett in Deutschland“, sagt er. Bei seiner Ankunft in Offenbach träumte Rusev von einem Mercedes, von einem Haus für seine Frau. Heute hofft er, dass der Urinbeutel bis zum nächsten Morgen nicht platzt.

Sein erstes Bett im Westen nennt er auch „mein Office“. Unter seinem Kopfkissen liegt eine blaue Mappe, Rusev hat sein deutsches Leben darin abgeheftet. Seinen Gewerbeschein. Seine Dienstausschreibung, die Kostenzusage der Stadt für die Obdachlosenunterkunft, die Krankenhausberichte. Auf dem Holztisch steht ein Discounter-Rotwein, auf der Fensterbank liegt ein Deutsch-Bulgarisches Wörterbuch von 1975. Biser Rusev hat Zigarettensammel, die er auf den Straßen gesammelt hat, in eine Tabaktüte gefüllt.

Der Ziegenhirte will nicht zurück nach Bulgarien. Was soll er da sagen? Dass er gescheitert ist im Westen? Rusev schweigt. Seine Frau hat ihn verlassen, per SMS. Er habe ihr nicht genug Geld geschickt, sagt er.

Rusev hat Sehnsucht nach seinen Kindern. Und nach den freien Feldern, den Ziegen. Er erzählt wieder von seiner Zeit als Hirte. Es sind die wenigen Momente, in denen seine Augen lachen. Er erzählt, dass die Viehhändler ihn sogar nachts um Rat baten. Es wirkt so, als ob es das Letzte ist, worauf Biser Rusev richtig stolz ist in seinem Leben.

Aber er will nicht aufgeben. „Ich habe noch nicht alles versucht“, sagt er. Madame Huckenbeck habe etwas von einem OP-Termin erzählt, diesmal werde es wirklich klappen. „Bald hoffentlich“, sagt er. Er verriegelt die Metalltür, dann fühlt sich Biser Rusev sicherer, hier, in Deutschland, seiner neuen Heimat.

MATTHIAS BARTSCH, ÖZLEM GEZER